

Wie klingt es, wenn Musik heroisch wird?

Da muss vor allem einer aufs Programm: Ludwig van Beethoven. Die Augsburger Philharmoniker widmen sich der „Eroica“, zeigen auch eine weniger bekannte Seite des Komponisten. Eine britische Komponistin ist ebenfalls dabei.

Von Stefan Dosch

Der Schöpfer dieses außerordentlichen Musikstücks stellte selbst Überlegungen an, in welcher Weise es am besten dem Publikum zu präsentieren sei; befand schließlich, die besagte Sinfonie müsse idealerweise am Beginn eines Konzerts aufgeführt werden, andernfalls die Hörerschaft nicht mehr aufnahmefähig für ein Werk von solchen Dimensionen sei. Heute, gut 200 Jahre später, bildet Beethovens Es-Dur-Sinfonie selbstverständlich den Abschluss gar mancher Konzertabende, hat sich das ehemals Unerhörte längst abgeschliffen, ja ist die „Eroica“ Teil des sinfonischen Kanons geworden. Und anderes, uns Heutigen ungewohnt Klingendes, steht vorn in den Konzertprogrammen.

Musik wie etwa „Heroic Strokes of the Bow“ der 1954 geborenen britischen Komponistin Judith Weir, das im Kongress am Park das 5. Sinfoniekonzert der Augsburger Philharmoniker eröffnete. Ein Stück, das von einem Bild des Malers (und ausgewiesenen Violinisten) Paul Klee inspiriert ist, das den Titel „Heroische Bogenstriche“ trägt. Nicht in dem Sinn, dass Judith Weir versucht hätte, das abstrakte Bildgeschehen ins Musikalische zu übertragen. Ihr lag mehr an den Assoziationen, die der Titel hervorruft: Wann wäre der Strich mit einem Geigenbogen „heroisch“ zu nennen? Für die Komponistin sind es mit hoher (Spieler-)Energie aufgeladene Repetitionen der Violinen, kombiniert mit schnalzendem Pizzicati-Passagen, wie sie gerade den ersten Teil von Weirs 15-minütigem Stück bestimmen, kraftvoll ausgeführt von den Philharmonikern unter Domonkos Héja. Ein Stück, das trotz seines „Bogen“-Titels keineswegs nur mit Streichern aufwartet, sondern auch Holz- und Blechbläser sowie Pauken enthält. Ein Stück auch, das in seiner abgewogenen Mixtur von Statik und Bewegtheit nicht zuletzt den Spannungs-„Bogen“ immer wieder neu zu spannen vermag und sich gerade deshalb ausgezeichnet fügt an den nachfolgenden doppelten Beethoven.

Beethoven und die Dramaturgie von Konzerten: Sie beschäftigte den Komponisten nicht nur im Falle der „Eroica“, sondern auch bei Gelegenheit jener Soiree im Dezember 1808, als neben der Uraufführung der 5. und 6. Sinfonie auch noch das 4. Klavierkonzert erklang



Auf zu unerhörten Taten: Ludwig van Beethoven zur Zeit der ersten Aufführungen seiner 3. Sinfonie, gemalt von Wilhelm Joseph Mähler um das Jahr 1805. Foto: Wikipedia

und weiter die Arie „Ah, perfido“ und eine Klavierfantasie des Komponisten. Reicht nicht, befand Beethoven, und schrieb flugs noch ein Werk, das dem Mammutprogramm – es dauerte wohl vier Stunden – die klingende Krone aufsetzen sollte: die Fantasie für Klavier, Chor und Orchester. Gelegenheit für Domonkos Héja und sein Orchester, sich zusammen mit dem Philharmonischen Chor (verstärkt durch den Staatstheater-Opernchor) nebst dem Pianisten Evgeny Konnov zusammensetzen – endlich zusammensetzen, muss man sagen, denn die Aufführung

war bereits zweimal angesetzt worden und jedes Mal unter die Corona-Räder gekommen.

Das Klavier hat den Vortritt in dem hybriden Werk, und Konnov widmet sich der einleitenden „Fantasia“, als hätte er eine von Beethovens großen Klaviersonaten unter den Händen. Tönendes Gedankenspiel, das pianistische Brillanz nicht meidet, aber auch das wenig spektakuläre Detail im Blick hat und ihm wohl abgewogene Bedeutung zumisst – bis hin, da hat das Orchester längst eingesetzt, zur lustvollen Gestaltung von umspielendem Rankenwerk. Wenn dann

noch Gesangssolisten und Chor hinzutreten und das Loblied auf die „schöne Kunst“ anstimmen, fühlt sich der Hörer vollends an den Schlusssatz der 9. Sinfonie erinnert, nicht ohne Grund, gibt es doch tatsächlich gemeinsame kompositorische Wurzeln. Weil der von Wolfgang Reß und Katsiaryna Ihnatsyeva-Cadek einstudierte Gesamtchor nicht gerade üppig viel vorzutragen hat, gibt es am Montagabend das Finale noch einmal als Zugabe, jubelnd beklatscht vom Publikum im ausverkauften Saal.

Dann aber hat allein das Or-

chester das Wort mit Beethovens Dritter, dieser in vielerlei Hinsicht, nicht nur in Bezug auf Napoleon (erst Widmungsträger, schließlich Ausradierte), „heroischen“ Sinfonie. Als hätte Domonkos Héja die Überlegungen des Komponisten hinsichtlich der Werk(über)länge geteilt, verzichtet er im ersten Satz auf die Wiederholung der Exposition, prägt dem Kopfsatz vielmehr dadurch, dass er die Vortragsbezeichnung „con brio“ als Aufforderung zu hohem Tempodruck versteht. Das nimmt sich vordergründig, zumal in Kombination mit einer bewusst schroffen Klanggebung, durchaus heroisch aus. Doch spätestens in der Durchführung zieht das musikalische Geschehen doch auch in arger Hast vorüber, ohne dass innere Notwendigkeiten schlüssig hervortreten können. Die berühmten synkopierten Orchesterschläge sind zwar präzise gegen das Metrum gesetzt; als musikalische Subjekte zu sprechen, vermögen sie jedoch nicht.

Das Orchester entschädigt mit anderen Qualitäten, mit flammend nieder- und wieder auffahrenden Sechzehntelbewegungen der Streicher, mit dunkel geflammten Holzbläserklang (drittes Thema), mit toisch-herber Paukengrundierung. Herausragend auch die Klangwandlerungen im zweiten Satz vom satt-düsteren Trauerton über den schicksalhaften Fugato-Einbruch bis zu den fahl intonierten Passagen des Satzschlusses. Die dann, neuerliche Metamorphose, in ein schattenhaft huschendes, konsequent pianissimo gehaltenes Scherzo münden, das nur partiell auftaucht zu strahlendem Fortissimo. Tüpfelchen ist das Trio der drei Hörner mit ebenso rundem wie auch knackig-explosivem Klang.

Schwierig für Interpreten dieser Sinfonie, im Finale noch etwas obendrauf zu setzen an Substanz. Doch Domonkos Héja gelingt es. Delikat füllt er das erste Thema, legt viel Augenmerk auf den kaleidoskopartigen Charakter des Satzes, dieses Gemisch aus Sonatensatz, Variation, Fugato, ungarischer Tanzfolklore und mehr. All diese so unterschiedlichen Bestandteile sind bei Héja schlüssig auf einen Nenner gebracht. Fragte man unterm Eindruck dieser Aufführung nach dem Heroischen in der Eroica: Es wäre die Art und Weise, wie der Generalmusikdirektor und seine fabelhafte Truppe sich souverän behaupten in dieser sinfonischen Bataille.